

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 122.

Freitag, 28. Mai.

1915.

Klippen.

(Schluß.)

Roman von Helene Schebe-Keller.

(Nachdruck verboten.)

Gilde Roswald stählte sich gegen das Leid, das ihre Seele beschlichen hatte, und sah sich nach Nöschen und Nidling um.

Sie waren eine kleine Strecke vorangeeilt; er hatte ihr Zweige von einem blühenden Dornbusch abbrehen helfen.

Nun saßen sie im Moos, — Seite an Seite, und warteten auf die Mutter.

Das Bild prägte sich tief in ihre Seele ein.

Es war doch nichts Ungewöhnliches daran — sie hatte sie schon oft so sitzen sehen — und doch war es, als schaute sie sie heute zum erstenmal.

Nöschen mit dem blonden Haar, das wie das Gold der Mimosa leuchtete — die Augen — so klar — so blau — so vertrauensvoll — die Lippen, die nur auf den Kuß der Liebe warteten —

Und er dicht dabei — angestrichelt von ihrem blühenden Leben — voll Kraft und Jugend und Lebenslust — das geistreiche Gesicht, von dem so viel Begeisterung ausströmen konnte —

Nichts Herbes mehr im Mund und Augen. Er lachte, weil er aus ihrer lachenden Jugend schöpfte.

Er strahlte — weil der Widerschein des Frühlings auf ihn gefallen war.

Und in ihren Augen — tief hinter dem Sprühen und Lächeln versteckt — lagen Träume und Wünsche —

Das alles konnte die Mutter erkennen, wie sie sie nebeneinander sah, die beiden Menschen, die ihr das Liebste waren auf der Welt.

Und eine Mutter entsagt nicht. Ihrem Kinde gibt sie, weil sie reich ist.

Zusammen kehrten sie nach Hause zurück. Schritten plaudernd durch den Silberglanz der Olivenwälder. — Über ihnen der Himmel — durch die Ausmeißelungen der Bäume das blaue Schimmern des Meeres — das Aufleuchten eines Daches, eines weiß gefalkten Hauses — immer nur Ausschnitte einer Landschaft, die einen eigenen Reiz besaßen.

Um sie her die Sonne des Südens — die die Gütte in einen Palast und ein rotes Bettlertuch in einen Purpurmantel verwandelt.

Wie glücklich Nidling war!

Sie konnte es fühlen, als sei das, was seine Seele erfüllte, greifbar und hörbar geworden.

Sein Hotel lag weit von ihrem Sandhaus.

Er hatte sie oft in den verflochtenen Wägen besucht, sich hineingelobt in die Wärme dieses Heimes, bis er nicht mehr wußte, ob er die Mutter in dem Kinde oder das Kind in der Mutter liebte.

Sie aber wußte, daß er beide liebte — daß aber nur das Kind das Glück ihm bringen konnte, nach dem die Jugend seiner Seele sich sehnte.

Am dem Abend sprachen sie zum erstenmal von seiner Frau.

Am offenen Kamin knisterten die Flammen.

Sie saßen vor dem Feuer, um sich zu wärmen, denn es ist im Süden kühl, wenn die Sonne nicht mehr leuchtet.

Die Erinnerung flutete auf sie ein.

Auf leisen Sohlen zog die Vergangenheit durch den stillen Raum.

„Ich habe nie begreifen können, woher Sie die Kraft gefunden haben, damals von mir Abschied zu nehmen“, meinte er — und nur der Gedanke an das, was sie beide gelitten hatten, ließ ihn erbeben.

„In späterer Zeit habe ich es selber kaum verstehen können“, versetzte sie. „Zimmer wieder habe ich mich gewundert über diese geheime Macht, der ich hatte gehorchen müssen, obwohl sich mein ganzer Wille dagegen aufbäumte. Eine Macht, die ich hasste und verfluchte, weil sie den Weg zum Glück mir versperrte, und der ich doch nachgeben mußte. Ich dachte, nachher würde mit der Entlassung der Frieden kommen. Aber er kam nicht. Man gelangt nicht so rasch ins Sonnenland. Erst muß man gekämpft und gelitten und den Schritt erlebt haben, den die Seele vollzogen hat.“

„Das sind furchtbare Zeiten — Gilde — ich habe sie an mir selber erfahren und nie geglaubt, daß ich darüber hinweg leben würde“, sagte er — die Erinnerung packte ihn mit schwerer Hand.

„Aber man muß sich durchringen“, fuhr sie fort. „Und seitdem es klar um mich her geworden ist, verstehe ich immer besser, daß Ihre Frau in diesem, das sie während jener schweren Unterredung zu mir sagte, recht hatte. Sie schrieb die Qual ihrer Seele mir entgegen in dem Wort: „Was ist mir ein seelenloser Mann, seine Seele will ich haben.“

Er seufzte. Dachte an die Worte zurück, die sie in ihren Fieberphantasien gesprochen hatte.

„Ich war hart“, meinte er dumpf. „Das war mein Vergoßen. Ich war stark und habe den Stein nach ihr geworfen, die schwach war, und erst an ihrem Totenbette erkannte ich, daß ich mit an ihrem Fehler schuldig war — weil ich sie allein nach Scheveningen hatte ziehen lassen.“

In Gildes Gesicht zuckte der Schmerz.

„Auch ich habe gesehlt. Ich wußte, daß zwischen Mann und Weib alle aus der Tiefe quellenden Beziehungen mit Freundschaft beginnen und mit Liebe enden. Man verschanzt sich hinter dem Worte Freundschaft — Ihre Frau hatte recht, als sie meinte, das sei für das Gewissen ein bequemes Beschwichtigungsmittel und es liege in solchen Freundschaften eine weit größere Gefahr für das Glück der Gattin als in den Leidenschaften, die vorübergehend in das Leben des Mannes hineinspielen.“

Die Frau hat das Recht, eifersüchtig zu sein und um ihre Liebe zu zittern, wenn sie sieht, daß ihr Mann seine Seele — seinen Geist — das Beste in ihm — einer anderen gibt. Was bleibt dann für sie zurück, die die ganze Last des täglichen Lebens und der häuslichen Sorgen mit ihm trägt? Nichts — nichts mehr als ein Schema — ein Schatten — —

„Mag sein —“ ihre Erregung hatte sich ihm mitgeteilt — „aber es läßt sich da kein allgemeines Verbot aufstellen. Und ich meine, eine solche Freundschaft bleibt doch das Edelste und Schönste, das einem beschieden werden kann.“

„Gewiß — aber auch das Gefährlichste, weil wir eben Menschen sind mit Fleisch und Blut und es schier unmöglich für die Freundin ist, nie, wenn auch nur in ihren geheimsten Wünschen und Träumen, zugleich die Geliebte zu sein. Nur eines vermag sie davor zu bewahren, und das sind freundschaftliche Beziehungen, die sie ebenso eng mit der Frau verknüpfen. Das ist ein Schutz. Aber sie darf nicht so nah dem Mann und so fern der Gattin stehen. Car c'est là que commence la pente.“

„La pente? Silde, Sie sind mir ausgeglitten. Sie sind stark gelieben und haben sich nichts vorzumerken.“

Er schaute bewundernd zu ihr auf.

„Meinen Sie das? Sie denken zu gut von mir. Erinnern Sie sich an den Tag, da Sie mir sagten, Sie wären frei? Da — da — im tiefsten Grunde meines Herzens — regte sich etwas wie Freude — nicht über ihre Schuld — nein — aber darüber, daß sie mir die Möglichkeit in die Hand legte, den Mann, den ich liebte, zu besitzen. Ich war empört — ich urteilte — verdamnte — und es war doch dabei etwas in mir, das sich freuen konnte.“

Das ist das Sündhafte, Heuchlerische an uns „guten Menschen“. Wir wollen nicht fehlen, mit keiner Schuld unser Gewissen belasten — einen makellosen Ruf uns bewahren — aber wir atmen doch wie erleichtert auf — wenn der andere — der Schwache — der Böse — an unserer Stelle fällt und durch sein Vergehen uns die Tore zum Glücke öffnet.“

Jetzt hatte sie gesagt, was sie jahrelang mit sich herumgetragen hatte. Es war eine Reichte.

Er verstand es. Er wußte, daß für edle, feingestimmte Seelen der Gedanke so schwer wiegt wie die Tat.

„Silde“, sagte er weich, „wir haben alle gelitten und gebüßt. Nun heißt es weiterstreben — weiterfliegen — der Zukunft entgegen.“

„Mutter — Onkel Hans, wo seid ihr?“

Röschen war ins Zimmer getreten. Trotzdem es Abend war, hatten die beiden, die am Kamin saßen und so schwer am Leben gelitten hatten, die Empfindung, als sei mit ihr durch die geöffnete Tür die Sonne hereingeströmt.

Sie schauten beide auf das junge Mädchen mit dem blühenden keuschen Gesicht und fühlten es: Sie war die Zukunft. Sie war das Glück.

XXI.

Es war zwei Tage vor Nidlings Abreise in Silde Roswalds Bohnzimmer.

Der Abschied lastete schon schwer auf ihm. Eine seltsame Unruhe hatte ihn gepackt.

Wo war sein Röschen?

Jede Stunde, die ihm blieb, hätte er noch mit ihr herbringen mögen.

Früh genug würde wieder die Einsamkeit zurückkehren.

„Ich bin alt geworden“, sagte er mit einem trübem Seufzer, und in den Worten zitterte wieder die Wehmut des gereiften Mannes, der den Frühling und die Jugend braucht.

„Alt — mit achtunddreißig Jahren?“ versetzte sie, die Frage wiederholend, die Röschen auf jenem Spaziergang durch den Olivenwald zu ihm gesprochen hatte.

„Ja alt —“ versetzte er, „zu alt, um noch geliebt zu werden.“

„Zu alt, um noch geliebt zu werden?“ Ein inniges, geheimnisvolles Lächeln spielte um den Mund der Mutter, als sie mit diesen Worten sich erhob und die Tür zum Nebenzimmer öffnete.

„Röschen“, rief sie, „wolltest du nicht Onkel Hans heute dein Geheimnis sagen?“

Mr Geheimnis?

Jetzt stand er davor.

Ein Bild war es, das „Liebe“ hieß.

Ein Bild, das den Traum seines Lebens darstellte. Hinter dem perlenden Gold eines Mimosenbaumes dämmerte der Morgen.

In den Zweigen schliefen die Vögel.

Im Garten schlummerten Anemonen und träumten unter festgeschlossenen Blumenblättern.

Aus ihrer Mitte ragte eine einzige Rosenknospe.

Tautropfen hingen an dem Kelch. Die aufspringenden Rosenblätter waren zart wie das erwachende Licht und keusch wie die knospende Liebe.

Aber ihnen breitete ein dunkler Schmetterling seine Flügel aus und ahmete den Liebesduft der Rose ein.

Lange schaute Nidling darauf.

Tief ergriffen. Unfähig, zu reden.

Dann blickte er sich langsam nach Röschen um.

Und sah sie.

Ihre Lippen zuckten. Die langen Wimpern senkten sich, als wollten sie das Brennen der Augen löschen.

„Röschen — mein Röschen —“ rief Nidling so leise, daß nur ihr Herz den Ruf vernehmen konnte.

„War das dein Geheimnis?“

„Ja“, flüsterte sie ihm zu.

— — — Die Rosenblätter hatten sich entfaltet.

Die Liebe entquoll dem weitgeöffneten Kelch.

Der Schmetterling senkte sich sehnsuchtsvoll in das Rosenherz.

Und staunend erlebte er das Wunderbare der großen, seligen Liebe.

Schaute hinein in das Sonnenland, von dem keine Klippe ihn mehr trennte.

— Ende. —



Die Zukunft eines Menschen scheitert häufig an seiner Vergangenheit.
Gertraud Wolff-Gröschberg.

Vor Npern.

(Originalbericht.)

— — — Die Absicht, in P. anzugreifen, bestand schon seit Anfang März. Doch zuerst kamen die Vorbereitungen. In Ruhetagen hatten wir durch Pioniere Instruktion in Handgranaten werfen usw. Eigentlich ganz unnötig, da die meisten sich mit diesen netten Dingen auskannten. Dann mußten wir mit Hilfe von Sturmleitern Drahtberche überwinden, was gar nicht mal so einfach war. Ende März waren wir das letzte Mal in unserem alten Ruheort „Baden“. Späterhin kamen wir nicht mehr dorthin zurück, weil es zu weit von der Front entfernt war. Das ganze Korps wurde auf einen engeren Abschnitt zusammengezogen, so daß die Stokbahn bedeutend größer wurde. Eine sehr wesentliche Hilfe bekamen wir noch in den Stinkkäsen, wenn Du schon davon gehört hast! Diese Dinger wurden Mitte April im Graben eingebaut, um wir warteten jetzt nur noch auf guten Wind, um die Franzosen schön auszuwäuchern. Als wir aus dem Graben zurückkamen, bauten wir im nahen Wald Baracken aus Baumstämmen und Dachpappe. Dort lebten wir idyllisch, wie Waldmenschen oder sonst was Ähnliches. Aber man merkte jetzt doch, daß es Ernst wurde. Ich schlief gerade den Schlaf des Gerechten — den ich unverbildeterweise fast immer schlief —. Es war vielleicht 12 Uhr nachts. Mit einemmal kam die unheimliche Botenschaft, alles sofort fertig machen, höchste Alarmbereitschaft. Ich hatte gerade Dienst und ging mit dem Feldwebel die eiserne Portion holen, die der Lebensmittelwagen beigebracht hatte. Von mir an gab es keine Ruhe mehr. Ich mußte für die Kompanie empfangen: Konserven, Zwiebad, Erbsenkonserven, Brot, Portionen, Sandjacks, von denen jeder Mann für den Sturm gleich 2 Stüd nehmen mußte, usw. Es war zum Blödsinn werden, aber ich wurde doch noch fertig. Um 2 Uhr stellte sich das Bataillon auf der Straße auf, und mit ging es los gute Reisebestellung, wo wir zunächst verblieben. Gegen Morgen sollte es losgehen, aber — o Jammer — der Wind kamte ab

ein nebliger Tag brach an, und wir — gingen nach Hause, d. h. in unsere Wäldchen und schliefen uns fein aus. So ging es uns mehreremal. Zu blödsinnig und dabei so nerven-aufreibend dieser ewige Alarm. Man sehnte sich ordentlich darnach, daß es endlich losginge. Es vergingen 8 Tage. Wir kamen nochmal in den Schützengraben. Es war noch alles unverändert. Da sprang am Abend des zweiten Schützengraben-tages ein frischer Wind auf, Ostwind. Abends wurden wir ab-gelöst. Die Sturmkompanien besetzten den Graben. Als der Morgen kam, fand er uns aber nichtsdestoweniger im Walde wieder. Es war zu neblig gewesen. Aber der Tag sollte doch noch die Entscheidung bringen. Von oben herab kam der Be-fehl, unter allen Umständen noch an diesem Tag anzugreifen. Das war vielleicht insofern gut, als ein Angriff bei Tage den Franzosen sicher überreichend kam. Den ganzen Tag über waren wir in dem Walde. Wir ruhten ein wenig, dann kam die Feldküche, es gab Essen, Post, Portionen. Dann trat das Bataillon im Walde an. Über uns kreiste einer unserer Flieger, um feindliche Luftaufklärung unmöglich zu machen. Dann ging es los im Gänsemarsch auf dem Geleise der Schmalspurbahn, die von den Eisenbahnern zwecks Vorschaffen von Material und Artilleriemunition, von dem Geleise der Voll-bahn ausgehend, vorgelegt war. Inzwischen hatten alle un-sere Batterien eingeseht und vollführten einen Heidentänzen. Wir waren schon darauf gefaßt, jetzt auch von der feindlichen Artillerie unsererseits was zu verspüren, und waren sichtlich erschauert und erfreut, daß wir auf diese Art und Weise ungehindert und ohne Verluste bis in die Reservestellung kamen.

Untenwegs trafen wir bereits die ersten Trupps Gefange-ner (Franzosen, Türken, Indier). Diese machten zum Teil recht erfreute Gesichter, sagten dort soir und comment ça va? Anderen sah man dagegen die Rut an, diesen „boches“ in die Hände geraten zu sein. Sie rollten die Augen und flüschten die Zähne, aber das ließ uns kalt. Von der Reserve-stellung aus ging es weiter in unsere Stellung. Wir waren inzwischen unterrichtet worden, daß unsere Leute schon 7 Kilometer vor wären und bereits die Bahnlinie Langemart-Opfern überschritten hätten. Dann sahen wir, wie unsere Feldartillerie im gestreckten Galopp vorfuhr und weit, weit vorn Stellung nahm. — Auf der Straße nach Opfern ging es weiter. Wir kamen durch unsere Stellung, die die Straße kreuzte, dann ging es durch die französische Stellung. Artilleristen waren schon damit beschäftigt, die Granatlöcher in der Straße auszufüllen. Die Toten wurden heiseste ge-schafft. Es waren keine schönen Anblicke. In dem Graben an der Straße lagen drei Franzosen, die man indessen nur noch an den Hosen als solche erkennen konnte. Alles andere war zu einer unförmigen Masse geworden.

Wir marschierten weiter. Endlose Büge von Gefangenen, Pferden, erbeuteten Geschützen usw. zogen an uns vorüber. Die Sache machte ordentlich Spaß. Endlich kamen wir an der Bahnlinie an, aber unaufhörlich ging es weiter. Wir waren bereits in Gegenden, wo die belgische Bevölkerung wieder ruhig ihrer kändlichen Beschäftigung nachging oder vielmehr nachgegangen war. Auf dem weiteren Marsche trafen wir auf Zivilbevölkerung, Frauen und Mädchen hauptsächlich. Die Armen hätten einem Leid tun können. Wenn die seihen wür-den, wie ihr Haus und Hof jetzt aussieht! Das Vieh toenig-stens wurde noch während der Nacht nach Möglichkeit abtrans-portiert. Es wäre auch schade darum gewesen. Unser Bataillon sollte in Reserve bleiben. Wir haben also an be-gezeichnete Stelle Schützengraben aus. Raum waren wir fer-tig, da ging es wieder fort. Wir gingen wieder der Straße nach weiter vor. Von allen Seiten piffen uns die Franzosen Begrüßungslieder. Aber das waren wir ja gewohnt. Ein Stück weiter vorn mußten wir wieder Gräben ausheben. Wir holten uns dann Stroh und Tücher, es war inzwischen 1/4 geworden, um noch ein wenig auszuruhen. Daß wir hier Reservestellungen anlegten, erweckte einige Vermutungen in mir. Es wäre uns recht gewesen, wenn wir die Franzosen gleich bis hinter Opfern zurückgeworfen hätten. Warum hiel-ten wir hier? Entweder war man auf zu starken Feind ge-stoßen, oder — jetzt kam mir ein Gedanke, der sich dann auch bewahrheitete. Es war kurz vorher eine Patrouille ausgesandt worden, um Anschluß nach rechts zu suchen. Scheinbar war also das benachbarte Korps mit uns nicht auf demselben Höhe gestanden. Und so war es auch in Wirklichkeit. Unsere waren noch ca. 200 Meter von Opfern weg gewesen und waren wegen der Gefahr einer Plankierung wieder ca. 1500 Meter zurück-gegangen, bis der Anschluß nach rechts wieder vorhanden war.

Noch während der Nacht sahen wir Opfern vor uns. Unsere Artillerie hatte schwer reingeschossen und die lodern den Flam-men zeigten uns, daß hier einst eine blühende Stadt gestan-den hatte.

Wir sollten uns nicht lange des süßen Schlafes erfreuen. Raum war der Tag angebrochen, da hieß es: „Maus!“ Wir stellten uns zugewiese in Deckung von ein paar Schuppen auf, und schon setzte die feindliche Artillerie ein. Unter diesen Um-ständen wäre ein Bleiben Selbstmord gewesen. Wir gruben uns also längs eines Weges ein, ungefähr 150 Meter hinter unserer vordersten Linie, damit wir, falls die Franzosen die Absicht hätten, ihrerseits anzugreifen, gleich bei der Hand waren. Aber wir waren vom Regen in die Traufe gekommen. Raum hatten wir uns ein wenig eingegraben, da ging es los. Ein Haus, das gerade vor uns stand, brannte gleich, und jetzt schlugen die Stinfgranaten ganz dicht bei uns ein. Na, wir zogen aber aus, sage ich Dir. Die anderen Kompagnien wür-den noch nicht beschossen. Bei diesen kamen wir glücklich unter. Da, wo wir gelegen hatten, schickten sie noch den ganzen Tag ihre Stinfbomben hin, aus welchem Grunde, ist mir unde-kannt. Hauptsache ist ja, daß sie es selbst getauft haben.

Den ganzen Tag hörte es nicht auf, zu krachen. Am Nach-mittag setzte die Kanonade verdoppelt ein. Der Feind wollte angreifen. Also alles in die vorderste Linie. Der Graben war schon bis voll, und als wir noch dazu kamen, konnte man kaum noch stehen. Die vordersten schossen, und das zweite Glied pflanzte Seitengewehr auf. Sie kamen nicht allzu weit heran, dann machten sie Kehrt, marsch, marsch. Sie hatten scheinbar die Nase voll. — Schöner wäre es vielleicht gewesen, wir hätten sie erst mal rankommen lassen und hätten sie dann mit dem Bajonett gekipelt und dann gleich hinterher. So ging es noch 3 Tage. Der 27. April brach an, ein wolkenloser Himmel, die Sonne schien wunderbar warm. Ich sah in meinem selbstgebaute Unterstand und las die Briefe, die von zu Hause angekommen waren, öffnete diverse Paketchen und verzehrte die langentbehrte Schokolade und anderes. Auch ein Brief von Dir, lieber Georg, war dabei. Ich weiß leider nicht mehr, was drin stand, sondern nur, daß ich mich sehr damit ge-freut habe. Mit einemmal setzte die feindliche Artillerie ein. Es war fürchterlich, wie ich noch nichts bisher erlebt habe und auch nicht mehr zu erleben hoffe. Immer das Krachen von 4 bis 5 Schuß auf einmal. Den ganzen Graben strichen die Halunken ab. Das ging von 10 Uhr morgens bis abends um 6 Uhr in einem fort. Wir hatten uns im Graben möglichst platt gemacht. Was soll man auch anders tun? Ab und zu beobachtete einer durch die Schießscharte und berichtete dann schnell wieder. An unserer Stelle war nämlich der Graben wegen des Grundwassers miserabel flach, und wir hatten schon in den Tagen vorher allerhand Granatsplitter hineinbekom-men. Mir selbst flog einer an den Helm und prallte ab, ging ins Koppel und — machte nichts. — So lagen wir etwa bis zwei. Da ereilte uns das Verhängnis. Es krachte; dann Schreien und Jammern. Mir war es ganz dunkel im Kopf. Ich meinte zuerst, ich wäre tot, dann aber bemerkte ich, daß ich noch lebte. Dies war vorderhand das Wesentlichste. Aber neben und hinter mir, das war ein Elend! Dem einen schlug es einen Arm fast völlig ab, ein anderer hatte das eine Bein ab, ein anderer ein Stück von der Nase. Ich selbst war nur mit ein paar Granatsplittern in den Unterarm bedacht worden. Außerdem brummte mir der Schädel ziemlich. Ich bemerkte erst später, daß noch ein kleiner Splitter in dem Schädel saß. Der Jammern um mich herum war grauenvoll. Der eine mit dem abgeschossenen Arm wollte auf den Rücken gelegt sein. Ich tat, was ich konnte, und hielt mit der gesunden Hand den Amputierten fest zu wegen der Blutung. Dann wählte eine Meldung zur benachbarten Kompagnie durchgegeben werden. Ich mußte den armen Kerl liegen lassen, da niemand sonst da war, die Meldung zu überbringen. Ich traf dort auch gleich einen Sanitäter, den ich hinschickte; dann ließ ich mich selbst verbinden. — Die Sanitäter hatten genug Arbeit. Es wollte und wollte nicht Abend werden und das Granatfeuer ließ an Heftigkeit nicht nach. Ich glaubte nicht, daß ich noch jemals lebend von hier wegkommen würde. Aber schließlich wurde es doch dunkler und ganz dunkel, ohne daß die Franzosen einen Angriff riskiert hätten. Mit einem anderen Leichtverwunde-ten trat ich den Rückweg an. Alles war in Grund und Boden geschossen. Hier und dort lag eine Rierleiche. Das arme Land!

Nachdem wir uns an der Feldküche gestärkt hatten, ging es der Heimat zu. An der Verbandstation bekam ich frischen Verband. Gleich darauf wurden wir nach Norden verladen.

und von dort ging es nach kurzem Aufenthalt nach Moulens. Eine wunderschöne Eisenbahnfahrt durch Belgien folgte. Gent, Brüssel, Löwen, Lüttich zogen an uns vorüber, und dann waren wir in Deutschland. Junge, das war eine Freude! Da sieht man erst richtig, wie lieb man sein Vaterland hat. Freundlich winkten uns die Leute zu. Die Kinder riefen sogar „Hurra“. Es war schön. Das hätte ich kaum geglaubt, daß mir noch einmal beschieden sein wird, die Heimat wiederzusehen. Wie im Traum verging die Fahrt von Aachen nach Köln. Hell strahlte die Sonne vom blauen Himmel. So schön kann doch nur der Frühling in Deutschland sein. Ein günstiges Schicksal hat mich in das Harzgebirge verschlagen. Jetzt sitze ich in Frankenhäusern am Fuße des sagenumwobenen Kyffhäuser und will dem alten Herrn nächsten einen Besuch abstatten. Es ist kaum glaublich, dieser große Umschwung, vor kurzem noch im Schlachtgetöse, und jetzt sitze ich im gemütlichen Stübchen, lege mich abends ins weiche, weiße Bett und sehe vor mir einen wunderschönen Garten. Es ist fast wie im Paradies. Die Blumen blühen und duften süß, die Vögel zwitschern, und — an der Pforte — donnern die Kanonen. —

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Frühling in den Karpaten.
(Im Kriegsjahr 1914/15.)

Nun nach langen langen Tagen,
Endlich kommt die Frühlingszeit;
Wo einst Schnee und Eis noch lagen,
Wacht sich Berg und Tal bereit
Zum Empfang der Frühlingskinder,
Die der Tauwind uns beschert.
Der nun endlich auch gelinder
Mit uns Feldgeirren verfährt.

Ja, es waren harte Monde,
Hier in dem Karpatenland;
Fürchterliche Kälte drohte,
Der Schnee war schrecklicher als Sand,
Der auf Rußlands öden Feldern
Hemmend unsern Fuß beschwert;
Frühling drum in diesen Wäldern
Ist uns Keuren lieb und wert.

Mit den lauen Frühlingswinden
Rehrt die Hoffnung wieder ein;
Kränze, Kränze müßt ihr winden
Mit schneeweißen Blümlein,
Die dann einst nach diesem Friede,
Den vom Himmelmann erklet,
Karpatenkämpfern sind beschieden
Für Kampf und Sieg in Eis und Schnee.

Geschrieben in der Erdhöhle, Haltestelle zur Opiumquelle, gegenüber dem Häuschen „Zum Karpatenkläuschen“ an der Muffenstraße, der Walderholungsstadt. Preußen wacht in Galizien.

Der Generalstabszug des Großfürsten Nikolas. Der Generalissimus der russischen Armee hat mit seinem Großen Generalstab seinen Sitz nicht in einem Gebäude, sondern in einem in jeder Minute zur Abfahrt bereitstehenden Zuge. Ein Mitarbeiter von „Über Land und Meer“ an der russischen Front hat diesem eigenartigen Generalstabsstift einen Besuch abstatten können und schildert nun in einem Briefe seine Eindrücke. Der bis heute unbekannte Ort, an dem der russische Generalstab sich in der Regel aufhält, ist durch zwei Eisenbahnhöfen mit der Außenwelt verbunden. Bisher war es eine kleine unbedeutende Haltestelle; seit dem Ausbruch des Weltkrieges ist sie jedoch zu einem Weltknotenpunkt geworden, und es münden mächtige Nebengeleise angelegt worden, um den gewaltigen Bahnverkehr nur einigermaßen regeln zu können. Durch ein Gezege, dessen Eingänge von Wachtposten militärisch bewacht werden, geschützt liegt der Generalstabsstift in der Stille der unendlichen russischen Natur scheinbar von der Außenwelt abgeschlossen. Ein unsichtbares Drahtnetz verbindet ihn telegraphisch wie telephonisch mit den Generalstäben der verschiedenen Armeen von der Ostsee bis zu den Karpaten, bis hinüber zum Kaukasus und mit der Hauptstadt selbst. Der Zug des Großen Generalstabes besteht aus einer Reihe großer blauer Waggonen, die im Inneren mit Generalstabskarten tapeziert sind. Will der Großfürst die eine oder andere Armee besichtigen, so setzt sich der Zug zum nächstfolgenden Bahnhof

des in Frage kommenden Frontabschnittes in Bewegung, um nach einigen Tagen wieder in seine Einsamkeit zurückzukehren. Als der Berichterstatter den Zug besichtigte, erkannte er an einem Nebentisch einen Offizier wieder, der sich durch seine Uniform kaum von den übrigen Stabsoffizieren unterschied, auch mit ihnen speiste; es war der Großfürst Nikolas, der beim Untergang des „Petropawlowsk“ im April 1904 vor Port Arthur so wunderbar gerettet wurde. „Nicht weit von ihm“, fährt der Berichterstatter fort, „bemerkte ich die Silhouette des Großfürsten Nikolas. Dieser große Herr mit seinen langen, beständig nervös zuckenden Beinen, ist der Vater der russischen Scholastiken; in seinen Händen liegt Rußlands Schicksal. In seiner Nähe fühlt man, welche Verantwortungen auf seinen allerdings sehr breiten Schultern ruhen. Neben ihm sitzt der Chef des Stabes, General Januschewitsch, eine denkende Physiognomie, mild und fast noch jugendlich. Ihm gegenüber der graue, griesgrämige Quartiermeister General Danilow, genannt Tschornj Danilow, das heißt Danilow der Schwarze. Silhouette und Geist echt russisch, ein wahrer Vertreter des Slaventums.“ Im Zug des Großfürsten gibt es auch eine Menge Militärattachés der Verbündeten, die allein unter den Ausländern das Recht haben, in diesem rollenden Generalstab zu wohnen. Besonders fällt darunter ein japanischer General im Jarenrod auf. „Hier in Rußland sind es die Japaner, die sich, wie die Engländer in Frankreich, wie zu Hause fühlen und überall in die militärischen Geheimnisse hineinreihen lassen. Man kann doch nicht wissen, ob man nicht später einmal den Gastgeber wieder mit Krieg überfallen kann!“ Später hat der Berichterstatter noch einmal in Westpolen Gelegenheit, den rollenden Generalstab zu sehen. Mitten in der Nacht hält in einer Stadt der Zug, mit dem er zur Front fährt, lange an, bis plötzlich ein langer, in Windeseile dahinschweifender, hellerleuchteter Zug donnernd durch den Bahnhof rast: der Große Generalstab der russischen Armeen, der der deutschen Macht entgegenrollt. . .

Kriegsstudien zum Flugproblem. Zu den besonderen Charakteristiken des Weltkrieges gehört die Verwendung der Flugzeuge, die Verlegung eines Teiles des Kampfes und des Aufklärungsdienstes in das Reich der Luft, und es ist deshalb nur natürlich, wenn auch die Theorie ständig an der Verbesserung dieser wunderbaren Kriegswaffe arbeitet. Mehr und mehr sucht man den Flug der Tiere experimentell nutzbar zu machen und ist dabei zu höchst interessanten Feststellungen gelangt, über die eine Studie von Dr. G. Erhard ausführlich berichtet. Danach sind wir im Punkt der Energieausnutzung beim menschlichen Fluge noch weit zurück; der aerodynamische Flug der Vögel ist die wunderbarste Energieumwandlung, die die Natur kennt — der Ruhezustand der menschlichen Muskeln beträgt bis 30 Prozent (in Bewegung), der des Vogels über 60 Prozent; dabei können 62 Prozent aller tierischen Organismen und 75 Prozent aller Landtiere fliegen. Die primitivsten Flugeinrichtungen besitzen der Plattermaul, die Flughörnchen und Flugbeutler, Baumtiere, bei denen der Aufschlag in stumpferem Winkel zum Erdboden erfolgt als ihr Absprung — im Gegensatz zum eigentlichen Gleitflug vollführen die verschiedenen Flugfische, die sich durch einen Schwanzschlag aus dem Wasser heben, die Flossen ausbreiten und in der Luft dahingleiten, in der sie sich nach Zu Bois-Reymond auch eine Zeitlang erhalten können. Dieses Stadium der Flugtechnik haben unsere Wasserflugzeuge bereits überholt, da ihre Bewegungsfähigkeit in der Luft an sich unbeschränkt ist. Die primitivste Form des Ruderfluges, der Platterflug der Fledermäuse, geschieht durch Ausbreiten der Flügeldecken beim Abwärts- und Zusammenfallen beim Aufwärtsflug. Die mannigfachen, kaum unter einen Gesichtspunkt zu bringenden Platterflugarten der Insekten sind trotz der verdienstvollen Forschungen E. J. Marnys und seiner Schüler noch wenig aufgeklärt. Das Ideal des Fluges, den Segelflug, meistern allein die Vögel; die sie dazu prädestinierenden anatomischen Eigenschaften sind besonders: hohle Knochen und Luftfüße — und damit Verringerung des spezifischen Gewichtes und treffliche Verforgung mit Sauerstoff — und das „einzigartige Prinzip der Feder, das bei geringstem Widerstand gegen den Flugwind größten Ruhezustand gewährt“. Alles in allem sind nach den eigenen ungefähren Berechnungen G. Erhards unsere menschlichen Flugzeuge zurzeit noch mehr als hundertmal so ungünstig im Gesamtruhezustand gestellt als die Vögel im Durchschnitt: ein Ergebnis, das die ganze Größe des noch zu lösenden Kriegsproblems erkennen läßt.

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

— o Erscheint allmonatlich. —

1915.



Befende Mutter.

In weissen Mutterhänden
Blüht ein Zweiglein Nieseden,
Ein frisches, duftiges Zweiglein.
Sie fügen sich schwer zum Beten.

Einst waren sie rosig und rüstig
Und wiegten blühende Knaben.
Nun sind sie runzlig und müde,
Sie hassen zwei Söhne begraben.

Sie pflücken vom Grabeshügel
Ein grünes Zweiglein Nieseden.
Die weissen Hände dürfen
Wohl ungefaltete beten.

Heinrich Muppel (Homburg).

Der Doblhannes, der Held.

Skizze aus dem Kriege 1914 von Ferdinand Benz.

Der Doblhannes ist ein Müller, der drei Kühe besitzt und fünfzehn Tagewerk Acker bewirtschaftet. Wer ihn zu Hause sieht, beachtet ihn nicht mehr, als wie die anderen Hunderttausend seinesgleichen. Und doch ist er ein Held, und zwar einer, der besondere Ehre verdient, weil er gar nicht weiß, wie groß er in seiner selbstverständlichen Bescheidenheit wirkt. Niemand aber hätte in Doblhannes und in Hunderttausend anderen einfältigen Seelen dieses bescheidene Heldentum entdeckt, wenn nicht die Kriegsfahle so blutrot es beleuchtet hätte.

Als der Gemeinbediener die Mobilmachung verkündete, da ist er nachts um 10 Uhr von Haus zu Haus gegangen mit anfangs drei, dann sechs und zuletzt wohl zwanzig Männern, hat überall, wo Wehrpflichtige waren, angelockt, und wenn die Leute die Köpfe zu den Fenstern herausstreckten, hat er ihnen unter dem Lärm der Kettenhunde mitgeteilt: „Leut, Ihr braucht nicht erschrecken, ich muß Euch bloß heut noch sagen: mobil ist's g'macht! — Ja!“

Das sagte er im ruhigsten Tone und zog mit der stets wachsenden und lauter werdenden Begleitung zum nächsten Hause.

Aber das Wenige: „Mobil ist's g'macht! — Ja!“ hat die Bauern und Bäuerinnen ärger erschreckt, als wenn der Gottseibeiuns auf einer Peugabel leitenrasselnd durch den Hof geritten wäre, und gekammert ist in dieser Nacht mehr worden wie sonst in einem ganzen Jahre.

Das Doblweib hat schon gleich ganz närrisch: „Du einer so dummen Zeit Krieg führen! Jetzt, wo d' Ernst' vor der Tür steht! Gätten die nicht warten können bis auf Michäli? Ja, wenn die Kuben groß wären, Hannes! Aber so ist der eine erst vier Jahre alt, und der andere kommt aufs Jahr in die Schule! Derzieh nur grad soviel, als du siehst, von denen bodstarrigen Franzosen, weil i' grad in einer so hundsstumpen Zeit Krieg führen wollen!“

Der Hannes hat sich den Schlaf aus den Augen gerieben und hat sich, einigemal die Worte des Gemeinbedieners wiederholt: „Mobil ist's g'macht! — Ja!“ Dann sind seine Gedanken nach Regensburg gewandert zu seinem Regiment, zu seinen Kameraden, zu seinem Bajonett und seinem Gewehr mit dem braunen Kolben. Dann tröstete er sein Weib und sprach: „Nierl, die Ernte kommt heim. Meinst denn du, der Gebattermann hilft dir nicht? Und wegen mir brauchst du

keine Angst haben. Wenn's sein muß, kann ich daheim auch sterben. Sogar im Bett. Und wenn mich unser Herrgott noch länger aufsparen will, können mir die lumpigen Franzosen so wenig machen wie Anno 70 meinem Vater — tröst' ihn Gott, — der ist 69 Jahre alt worden.“

Unterdesse hatte sich der Dobl angekleidet und ging dem Gemeinbediener nach. Nachdem allen Häusern eingesagt war, kamen die Männer im Wirtshaus zusammen, und nach einiger Zeit führten sie Krieg und prophezeiten den Russen und Franzosen so unangenehme Prügel, daß alle beide den Krieg so gleich abgesetzt hätten, wenn sie das gewußt und an eine so treue Erfüllung des Versprechens geglaubt hätten.

Am dritten Mobilmachungstage packte der Hannes warme Strümpfe ein, dazu ein Stück Geflügel für den größten Hunger, gab seiner Frau noch einige Anweisungen, befohl den Kuben, der Mutter zu folgen und zu beten, schaute sich sein kleines Arevsen nochmals an, raffte sich zusammen, schloßte einigemal, wie wenn er Sägemehl hinunterwürgen müßte und sprach: „Sein muß's und gehen muß — Nierl — b'hüt' dich Gott!“

Seine Nierl weinte, und dem Hannes hat es auch so in den Augen geflimmert, und das ist erst vergangen, als er schon weit weg von seinem Hause war.

Wiz er aber in Regensburg bei seinem Regiment war und die feldgraue Uniform anhatte, da war er ein ganz anderer.

Dann wurden sie verladen, und jetzt erlebte er etwas so Schönes, wie er sich das gar nicht hat einbilden können, nämlich seine Fahrt nach Frankreich.

Wenn sie so dahinfuhren und die Leute auf den Feldern und Bahnhöfen ihnen „hoch“ zuschrien, da streckte sich der Hannes wie ein König, und weil er wie seine Kameraden verstanden, daß dieses Hochrufen nur hieß: „Ihr braven Soldaten, laßt nicht lud und schützt unsere Dörfer und Städte“, da antworteten sie alle und schrien gewaltig: „Hurra!“ das da heißen sollte: „Es kommt uns kein Feind herein, dafür sind wir da, wir, die Elfer von Regensburg.“

Es war ein heißer Tag, der in den vollgepfropften Eisenbahnwägen doppelt schwer drückte. Aber in Augsburg begann es zu regnen, und zwar Regatten, Knadwürste, Semmeln, Zuban und Sport, und gar keine Frauen und Fräulein reichten den Soldaten mit ermunternden Worten die verschiedensten Getränke. Der Hannes konnte sich gar nicht mehr aus. Vor drei Tagen hat ihn noch kein Mensch beachtet, da hätten die Herrschaften sicher nicht mit ihm geredet, sie wären ihm gewiß ausgewichen, wenn er vom Schall oder Ader her ihnen begegnet wäre. Und jetzt — jetzt! Er dachte: „Etwas Besonderes muß der bayerische Soldat schon sein, weil sie ihn so gern haben, und zutrauen tun ihm die Leute was, und das sollen sie nicht umsonst tun — bin ich nur drinnen!“

Und drinnen war er bald, und mitten drinnen in den Vögeln. Und los ist's gegangen, und wie! Der Hannes war überall dabei. Dreingefahren sind sie wie ein siedendes Donnerschiff. Sogar der Stukerer Donns wick seinen Finger breit zurück, und der war doch zu Hause so schüchtern und hat nie etwas von Mauseereien wissen wollen.

So vergingen Wochen. In der Heimat hörte man nichts mehr vom Doblhannes. Seine Nierl schrieb viele Briefe, die ihn nicht erreichten. So kam der September, und keine Antwort erhielt sie. Sie weinte sich die Augen rot und ging in Holthamer in die Kirche. Im Nachbarnhaus hieß es einstens: „Der Doblhannes ist gefallen.“ Andere hörten: „Er ist ge-

fangen, und sie haben ihm die Füße abgefaßt, daß er nicht entfliehen kann." Ein Kamerad meldete, er sei im Lazarett.

An einem Sonntag nahm die Dobl in ihre ganze Kraft zusammen und schrie zum letztenmal: „Liebster Hannes! Jetzt bist Du schon so lange ins Frankreich fort und ich höre und sehe nichts mehr von Dir. Bist Du im Lazarett oder gar schon erschossen? Meiner Lebtage kann ich Dich nicht vergessen. Also schreib mir, ob Du noch lebst, oder ob Du schon gefallen bist. Der Hannes betete alle Tage, daß Du wieder kommst und die schädliche Ruh hat auch ein schweres Ochsenfals gebracht, womit ich schließe. Mit Gruß, Deine Mierl. — In Tränen geschrieben.“

Diesmal aber ging sie zum Pfarrer und ließ sich die Adresse hinaufschreiben. Der besorgte alles genau und tröstete das hilflose Weib. „Jetzt heißt es abwarten“, sprach er. „In vierzehn Tagen werden wir schon etwas von Hannes hören.“

Zehn Tage vergingen, da kam der Briefbote schnurstracks auf das Doblhaus zu. Das Weib sah ihn und zitterte, daß es kaum stehen konnte. „Jetzt kommt es“, dachte sie, „daß er schon tot ist.“ Der Briefbote rief von der Ferne schon: „Eine Karte vom Hannes!“ und trug sie der angstvollen Frau entgegen.

Jetzt ging es an ein Lesen, und frohe Hoffnung stieg auf. Die Nachbarinnen kamen, und alle lasen und nahmen die Karte in die Hand und betrachteten sie. Auf der einen Seite war ein Soldat abgebildet, der mit dem Gewehrkolben auf die Kniee einschlug, daß es ein Graus war. Darunter und auf der anderen Seite stand gekürzt:

„Liebst! Mierl! Sei doch nicht so dumm und glaub nichts! Ich hätte Dir schon geschrieben, wenn mir etwas passiert wäre. Ich bin bei meiner Kompanie, indem daß sie mich gebraucht, und nicht im Lazarett. Von mir gilt, was der Herr Feldwebel stets sagt: Wo ich bin, da ist nichts, und überall kann ich nicht sein. Wiedersehen macht Freude. In aller schnellster Eile bleibe ich Dein auch im Feld nie vergessener Hannes. — Vergiß nicht, mit dem Ochsenfals mußt Du das Meubant befriedigen, wegen dem Holzgeld wegen.“

Die Doblmiertel war nun getröstet auf lange und freute sich, daß man ihren Hannes so notwendig in der Kompanie „gebraucht“. Ist ihm bis jetzt nichts passiert, wird er auch weiterhin durchkommen.

Der Hannes hatte einen vordringlichen Wunsch, daß nämlich der Krieg bald aus sein würde, denn im Herbst mußte er für seine Kinder Weizen und Roggen bauen, sonst hatten sie ja im nächsten Jahr kein Brot zu essen. Deswegen wurden seine Angriffe immer heftiger, damit es schneller zu Ende ginge, und mit seinen Kameraden hauste er so kräftig gegen den Feind, daß die Rothosen vorzogen, als die Geschützten nachzugeben. So sind sie eines Tages batterieweise durchgebrannt, als der Hannes und seine Kameraden mit den Bajonetten auf sie stürzten, und haben sogar ihre Kanonen vergessen. Für Eroberung dieser Geschütze bekam der Dobl das Eisernes Kreuz. Als der Hauptmann es ihm mit Lobesworten an die Brust heftete, wuchs der Hannes um einen halben Schuh. Nachher aber ärgerte er sich, weil doch noch einige Kanonen davongekommen waren. Er hätte sie alle haben wollen.

Bei Buneville ging's einmal kritisch zu. In der Luft sauste es hin und her. Schrapnells kreppten und spien ihren Weisheitsstein hernieder. Dem Hannes gab es plötzlich einen gewaltigen Aufschrei.

„Ich hab' meinen Teil!“ rief er seinem Nachbarn zu und verkroch sich unter großen Schmerzen hinter einem Busch. Man brachte ihn in ein schwäbisches Lazarett, das er wohlgenähert und gut hergestellt nach einiger Zeit verließ. — Er bekam 10 Tage Urlaub.

Nachts um 12 Uhr klopft es am Doblhaus. Mierl fuhr erschrocken in die Höhe und dachte nicht anders als: „Jetzt hat sich mein Hannes gemeldet. Er wird gestorben sein.“

Es klopfte nochmals, und der Hannes rief: „Mierl, mach' auf! Ich bin's!“

„Marie und Anna!“ schrie das Weib und rannte zur Küre. Dann gab es eine Freude, ein Fragen und ein Erzählen. Die Wunden waren auch aufgewacht und hätten den Vater beinahe nicht gekannt.

Am anderen Tage spannte er seine Kühe ein und begann zu säen und zu adern. Am Alderrain lag sein Waffenrock mit dem Eisernen Kreuz, denn eine warme Sonne schien.

Bis der Urlaub vorüber war, hatte der Dobl seine Arbeiten vollendet und für die Seinigen gesorgt, was ihm den Abschied sehr leicht machte.

Am zehnten Tage eilte er zu seiner „Kompanie“ nach Frankreich, wo sie ihn notwendig „gebraucht“. Freilich zu Hause hätte er auch alle Hände voll zu tun gehabt, aber, wie sagt sein Herr Feldwebel? „Wo ich bin, da ist nichts, und überall kann ich nicht sein.“

Ueber Bauernwitze.

Von F. Ullius.

Wem wären sie noch nicht begegnet? Mit tödlicher Sicherheit tauchen sie immer und immer wieder in unseren Blättern auf, die „zwerchfellererschütternden Witze“ vom dummen oder schlaunen oder geschickten oder pffiffigen Bäuerlein. Gott, wie sind sie so lustig. Kürzlich erst wurde wieder solch ein herrlicher Witz geleistet, von einem zum anderen ging er durch alle Blätter des engeren Heimlandes, die mir in jenen Tagen in die Hände kamen. Wirklich, auch so lustig: Da hat's dumme Bäuerlein vorm Jahrkartenautomaten gestanden, und die Fahrkarte ist nicht herausgekommen. Ein feiner „humoristischer“ Herr hat ihm „freundlich“ gesagt, er muß unten hineinzurufen, wo er hinwill, wenn er oben den Groschen hineinsteckt hat. Da ist denn auch die richtige Karte gekommen, der „humoristische“ Herr hat sie dem dummen Bäuerlein gegeben, und das hat er gesagt: Gott, was ist das eine feine Erfindung. Da hat aber der humoristische Herr gelacht, ist weitergegangen, hat überall seinen glorreichen Witz erzählt, damit noch recht viele Leute übers dumme Bäuerlein lachen sollten. Und bald war der feine Witz denn auch glücklich in der Zeitung, oben drüber stand fettgedruckt: „Das dumme Bäuerlein“; anderswo auch wohl „Das pffiffige Bäuerlein“, was hierbei nämlich auf eins herauskommt. Bauernwitze scheuen sich nicht um seine Unterstellungen. Nun haben natürlich viele Leute über den drolligen Witz fürchterlich gelacht, und andere Zeitungsleute durften natürlich doch auch ihren Lesern solches G'späß nicht vorenthalten, und so begann der Kapitalwitz eine Weltreise durch die Druckerhöfe bis hin zum Generallanzeiger von Posenmühl.

Wie lacht der „humoristische“ Herr, als er nach acht Tagen seinen Witz so weitgereist fand, und kein Gedanke ist ihm wohl gekommen, daß er bei der ganzen Sache sich so gar nicht wichtig genommen habe, sondern — ganz ganz sei's gesagt —, höchst albern. — Dazu noch ein Beispiel dieser Sorte von Witzen, ich hoffe, daß die Leser dann genug davon haben werden. Da ist das dumme Bäuerlein nach Mainz gekommen; hat in einem feinen Hotel übernachtet und wußte doch, weiß Gott, noch nicht einmal mit dem elektrischen Licht umzugehen. Es hat vor dem elektrischen Licht gestanden und hat's ausblasen wollen. Das elektrische Licht ausblasen, wer lacht sich da nicht halbtot, so ein „geschicktes“ Bäuerlein. Der Kellner hat's ihm dann gütigst gezeigt, und die deutsche Zeitschriftliteratur war in den nächsten Tagen wieder um einen herrlichen Witz vom „geschickten Bäuerlein“ reicher.

Was dünkt sich doch ein gut Teil der Stadtbevölkerung so unendlich „gebildet“ gegenüber solch dummem Landvolk, das sich so ungeschickt anstellt neuzzeitlichen Erzeugnissen gegenüber, deren Handhabung sie mit der Muttermilch eingelesen haben. Ob sich aber so Geisteskultur und Zergensbildung äußern, daß man einen Mitmenschen, der ratlos vorm Gebrauch einer ihm ganz neuen Einrichtung steht, deren Handhabung auch dem Allergeschicktesten nicht beim ersten Sehen einleuchten wird, oder der sich in seiner schlichten Natürlichkeit gibt, dergestalt verurteilt der weitesten Öffentlichkeit überliefert? Man mag ja schließlich jedem Menschen seine humoristische Art gönnen, wenn nur nicht gleich die geduldige Drucker-Schwärze damit behelligt würde. Da meine ich auch, unsere Zeitungen dürften der kritiklosen Aufnahme solcher Bauernwitze gegenüber etwas vorsichtiger sein. Jedes größere Blatt von Bedeutung hat auch seinen festen Stamm ländlicher Leser, die Lokalblätter sind oft fast ausschließlich aufs Land angewiesen. Ja, mit haben schon Landbriefträger, die den Unterschied festzustellen die beste Gelegenheit hatten, versichert, daß ins Land hinein, besonders im Winter, mehr an Zeitungen und Zeitschriften hineingeht, als im gleichen Verhältnis in der Stadt. Da sprechen ja allerdings andere Faktoren: Zeitungsträger, Buchhandel usw., ein gewichtiges Wortlein mit, aber zu beachten bleibt's trotzdem. Und was glaubt man denn eigentlich, wie diese Sorte von Witzen bei dem Teil der Leser, den sie direkt angehen, wirken werde? Das „dumme Bäuerlein“ wird sich wohl sehr geschmeichelt fühlen? Was würden wohl die Zeitungen machen mit Witzen, die ihnen vielleicht

unter der Überschrift zulämen: „Das dumme Arbeiterlein, das pfiffige Sekretärlein, das geschickte Kaufmännchen.“ (Eine Diminutivendung muß ja stets angehängt werden, anders wären solche Wiße gar nicht denkbar.) Ich habe bei meiner Sammlung von wunderbaren Bauernwisen, die ich mir in den letzten Jahren aus „kulturstorischem“ Interesse nach Zeitungen anlegte, einen derartigen Wiß noch nie gefunden. Warum? Weil diese Leute in ihrer großstädtischen Überlegen- und Vollkommenheit dazu gar keinen Anlaß geben? Das bilden sie sich sicher selbst nicht ein. Man wird doch wohl auch glauben, daß gerade die Landbevölkerung die Zeitungen mit „dummen Städterleins“ wiken spiden könnte.

Nein, ich habe wirklich noch keinen gerechtfertigten und wirklich lustigen Vorfall als Bauernwiß verarbeitet gefunden, habe mich höchstens gefreut, wenn sie wenigstens nur albern waren, aber meist sind sie das leider nicht allein, sondern reichlich — unverschämmt, direkt unverschämmt. Dazu ein Erlebnis: War da im Dörfchen ein guter Nachbar von mir, ein Mann von bessem Herzen- und Gemütsbildung ich manchem Städter nur einen Bruchteil wünsche, eines Tages hinuntergegangen zur Stadt, vier Stunden weit. Ich sah ihn schon wiederkommen zu einer Stunde, wo eigentlich noch niemand ihn hätte erwarten können. Schon von weitem rief er mir zu: „Heut' hat mir's einmal gut gegangen!“ Und dann erzählte er, wie auf dem Heimweg aus der Stadt ein Auto neben ihm angehalten habe, dessen Insassen ihn nach dem Weg fragten. Sie suchten die Straßenrichtung, die in einiger Entfernung an seinem Dörfchen vorbeiführte. Er hatte entgegnet, ihr Weg sei drei gute Wegstunden, auch der seinige. Sofort luden ihn die Autofahrer — es gibt auch darunter freundliche Leute — zum Mitfahren ein. Schnell hatte er neben dem Fenster Platz genommen, und fort ging's mit Windekeile die Höhe hinauf, die er sonst mühsam hätte durchwandern müssen. An einem Punkt, der seinem Dörfchen zunächst gelegen, war er dann mit herzlichem Danke ausgestiegen, nachdem er den Reisenden noch genau die weitere Richtung bezeichnet hatte, und nun wohlgenut das letzte Stündlein Wegs heimgewandert. Ich wüßte nicht, was ich an der Erzählung hätte lächerliches finden sollen, vielleicht einer der Leser? Als mir aber am nächsten Tage das Lokalblatt in die Hand kommt, ich traue meinen Augen kaum, da steht's schwarz auf weiß: „Das pfiffige Bäuerlein“. Die einfache, erfreuliche Begebenheit ins Lächerliche gezogen, ein Bauernwiß war's geworden. Natürlich wichtig sein sollend erzählt und mit Mädschen umrandet. Na, denke ich, das kann gut werden. Bald kam denn auch der Nachbar, das Blatt in den Händen. Derartig tiefgekränkt und ehrlich entrüstet ist mir selten ein Mensch begegnet. Er hatte noch verschiedene der umstehenden Gaffer während des Vorfalles im Gedächtnis, ich hatte Mühe, ihn vor unbesonnenen und sicherlich auch unnützen Schritten zurückzuhalten. Also unverschämmt, oder wer hat vielleicht die begriffliche Ansicht, daß diese Bezeichnung für einen derartigen Humor zu milde sei?

Gewiß, der Bauernstand ist einmal viel verachtet und bedrückt gewesen. Wir wollen hier nicht die traurigen Seiten der Geschichte unseres Bauernstandes aufschlagen, nur auf die Behauptung vieler unserer Historiker hinweisen, daß die Leiden und Unterdrückungen der Vergangenheit den Bauerncharakter bis in die heutige Zeit ungünstig beeinflussten, Feindschaft und Verschlossenheit, eine gewisse Art von Pfiffigkeit, seien ihm durch die elende Lage jener Zeit zum Erbteil geworden. . . Wo seit langen Jahrhunderten der geschundene Bauer recht eigentlich zu Hause war, hat oft bis zu dieser Stunde das verkrüppelte, mißvergnügte Bäuerlein zu Kraft und Selbstbesinnung sich noch nicht ermannen können. Dabei wird es aber doch durch den leisesten Anlaß aufgeweckt zu Lärm und Unfug“, behauptet Niehl. Freilich aus solcher merkwürdigen Meinung von der Charakter- und Geistesentwicklung unseres Bauernstandes wächst diese Sorte von Bauernwisen wie etwas ganz Natürliches. Aber wer wollte denn über die Stöckhaltigkeit solcher Behauptungen für die Gegenwart überhaupt noch Worte verlieren. Stadt und Land fluten in enger Wechselbeziehung ineinander, die fortschreitend ausgebaut ländliche Volksbildung gibt der städtischen nichts nach, wie weiß unsere Landbevölkerung die für ihre Zwecke geeigneten technischen Erzeugnisse der Neuzeit auszunutzen, ihrer Kraft und Menschenwürde sich wohl bewußt. Mag mir doch einer das „verkrüppelte, mißvergnügte Bäuerlein“ von heute zeigen, hat's existiert, kommt's doch noch in seltenen Exemplaren vor. Nein, lassen wir diese für die Jetztzeit haltlose Entwicklungstheorie in Frieden schlummern. „Moderne Sklaverei“, die derart ungünstig die Charakterentwicklung be-

einflussen könnte, ist heutzutage ganz wo anders zu suchen, traurig, wenn wir ihre Wirkung bis in die entferntesten Eckschlechter befürchten sollten. Also auch die historische Verechtigung der Bauernwisse fällt für die Gegenwart.

Möge darum die Rubrik Bauernwisse aus unseren Zeitungen ihren geräuschlosen Abtritt nehmen. Auf die eigentlichen Wißblätter möchte ich diesen Wunsch nicht ausgedehnt wissen. Ihre Domäne bleiben ja die mehr oder minder gut erfundenen Wiße, und da mag's ihnen unbenommen bleiben, irgend eine schwache Seite, die ja schließlich jeder Stand hat, auf ihre Weise zu verulkan, wenn sie dabei einigermaßen in den Grenzen bleiben, die Sitte und Wohlgezogenheit stecken. Wirklich geschieht auch das Verulkan von Bauernwisen hier meist weit anständiger, als in den sich davon scharf abhebenden Wiken der geschilderten Sorte, die wie ein unheimliches Verhängnis sich durch unsere Zeitungen fortpflanzen, harmlose Begebenheit beleidigend, verzerrend, oder wie's Mädschen aus der Fremde von Zeit zu Zeit „neu erlebt“ auftauchend, durch die Wiederholung nicht gebessert. Treiben wir unser Landvolk nicht zur schrecklichsten Nahe, alle Städterwisse, die in dieser Sommerzeit auf dem Lande geleistet werden, der Druckerhölzer zu überliefern. Wer vermöchte das auszuhalten?

Der Handarbeits-Unterricht in Volksschulmädchenschulen.

Der Unterricht in den weiblichen Handarbeiten in Volksschulen, der schon durch die preussische Schulordnung vom Jahre 1817 in den Unterricht der Volksschule eingefügt wurde, hat trotz seines langen Bestehens in methodischer Beziehung wenig Fortschritte gemacht. Das kann man ruhig behaupten, wenn man auch in der Beurteilung des Erfolgs des genannten Unterrichts nicht so weit gehen will als der Verfasser des Artikels in Nr. 52 des „Landboten“. In der Dorfschule, die mir bekannt ist, lernen die Kinder tatsächlich einen Strumpf stricken, abgesehen natürlich von den Kindern, die nicht normal veranlagt sind. Mit den Resultaten im Flicken und Stopfen von Wäsche und Strümpfen und dergleichen Arbeiten sieht es freilich im großen und ganzen weit unerfreulicher aus als im Stricken. An diesem Mangel sind zum Teil auch die Eltern selbst schuld, die häufig ihren Töchtern das nötige Übungsmaterial (der Ausbesserung bedürftige Kleider und Strümpfe) nicht mit in die Schule geben. — Wie kommt es nun, daß der Unterricht in den weiblichen Handarbeiten so geringe Erfolge zeigt? Es liegt hauptsächlich an der unzulänglichen methodischen Ausbildung und an dem Mangel an methodischer Fortbildung der Lehrerinnen an den einfachen Volksschulen. Zwar wird heute auch in den kleinsten Dörfchen kaum eine Handarbeitslehrerin angestellt, die nicht in einem Kursus eine gewisse Ausbildung erhalten habe. Doch ist die Zeit der Ausbildung zu kurz, um eine gründliche methodische Schulung zu erreichen, die notwendig ist, wenn die Lehrerin später einen ersprießlichen Unterricht erteilen soll. Dieser Unterricht muß Massenunterricht sein, d. h. alle Mädchen desselben Jahrganges müssen in derselben Arbeit unterrichtet werden. Gewöhnlich ist es aber so, gewöhnlich wendet sich die Lehrerin an die einzelne Schülerin, und jedes Kind arbeitet wohl etwas anderes, gewöhnlich das, was ihm die Mutter gerade mitgegeben hat in die Schule. — An der Fortbildung der Lehrerin fehlt es noch ganz und gar. So kommt es, daß selbst das Wenige im Kursus Gelernte vergessen wird und jegliche Anregung mangelt. Kein Wunder, wenn dann der Unterricht nach Urtroß mütterlicher Weise erteilt wird. Das würde ein gut Teil besser werden, wenn eine Inspektorin für den Unterricht in den weiblichen Handarbeiten angestellt würde, etwa für jeden Kreis, die aber wirklich fachverständig sein müßte. Mit irgend einer gebildeten Dame kann uns nicht gedient sein. Die Inspektorin muß instande sein, bei ihren Revisionsbesuchen die Lehrerin methodisch zu beraten, ihr eine Lektion vorzugeben, wie das ja auch von den Schulräten in den übrigen Unterrichtsfächern verlangt werden muß. Die Inspektorin müßte auch alljährlich einmal wenigstens die Lehrerinnen ihres Bezirks um sich versammeln, um mit ihnen über technische Fragen zu beraten. Solche Konferenzen würden der Lehrerin Anregung geben und verhindern, daß sie nach und nach in den alten Schlenker verfallt, der leider in vielen Handarbeitsstunden unserer Volksschulen herrscht. Wichtig ist auch der Lehrplan. Ich weiß nicht, ob überall ein solcher vorhanden ist. Der Oberrhein-Kreis erhielt erst vor etwa 12 Jahren

einen solchen, vorher konnte die Lehrerin treiben, was sie wollte. Ist ein Lehrplan da, so muß streng darauf gesehen werden, daß er auch eingehalten wird. Das geschieht aber nach meinen Erfahrungen nicht immer. So kenne ich Schulen, in denen frisch darauf los gehandelt und gestiftet wird, obgleich der Lehrplan nichts von diesen Mühen weiß. Der Frankfurter Volksdichter Stolz hat eben noch heute recht: „Wenn auch der Vater präfekt, 's wird alles überhakt.“ Häßlich und Stiden können ruhig aus unseren Volksschulen auf dem Lande schwinden, die Zeit reicht ja kaum für die ganz notwendigen Handarbeiten. Die Inspektorin mußte auch dafür sorgen, daß genau nach dem Lehrplan unterrichtet würde. Wenn neben der Anstellung einer Inspektorin noch eine längere Ausbildung der Lehrerinnen möglich würde, dann darf auch auf bessere Erfolge im Unterricht für weibliche Handarbeiten gehofft werden. Nur möchte ich noch zu bedenken geben, die Anforderungen nicht zu hoch zu stellen. Es sind immerhin noch Kinder, die unterrichtet werden; oft ist auch die große Schülerzahl ein Hindernis zur Erreichung des geringeren Zieles, und endlich muß die Lehrerin in einer Stunde gleichzeitig 3 bis 4 Abteilungen unterrichten, da doch jeder Jahrgang eine solche bildet. — Erfolge kann aber auch die beste Lehrerin nur dann erreichen, wenn die Eltern mit ihr Hand in Hand gehen. Leider fehlt es aber recht häufig daran. Gerade die Mütter gehören recht häufig die Hoffnung auf Erfolge durch eine gar nicht angebrachte Kritik an der Tätigkeit der Lehrerin und auch dadurch, daß sie nicht genügend auf Beforgung von Übungsmaterial für ihre Töchter bedacht sind. S.

Umschau.

— **Opern und nassauischer Sprachgebrauch.** Vom Lande schreibt man dem „Kass. Boten“: In einem Dorfe bei Limburg war es vor ungefähr 30 Jahren Sitte, von einem, der krank aussah, zu sagen: „Er sieht aus wie der Tod von Opern.“ Jedenfalls ist diese Redensart ein Nachklang einer früher in Opern grassierenden Pest. Ist sie auch sonstwo bekannt?

* Das Gold gehört in die Reichsbank. Zahllose Goldfische sind bereits zur Reichsbank gewandert. Fast sollte man meinen, mit dem goldenen Glanz sei es vorüber. Doch dem ist nicht so. In Kisten und Truhen, den Beuteln und Strümpfen unserer Dorfsleute auf dem Moserwalde blinkt es noch verflochten und klumpert es geheimnisvoll. Eine einzige Klasse einer Volksschule brachte dieser Tage im Verlauf eines einzigen Tages 620 M. aus verborgenen Tiefen ans Tageslicht. Zwar haben sich die Schüler in Sammlungen verschiedenster Art glänzend bewährt und in ihrer Art, die harten Herzen des Vaters und der Mutter, des Nachbarn und Bekannten gleich einer Festung anzugreifen und mit Bitten und Flehen zu belagern, bis sie kapituliert, haben sie manches geleistet und kann sich unsere kleine Armee daheim den selbigen Kämpfern zur Seite stellen. Leider gibt es noch überall Leute, die sich nur mit Widerstreben von ihren glänzenden Schätzen trennen. Bei den meisten ist es unbegründete Abneigung gegen das Papiergeld. Bei anderen aber treten behauerliche Gründe zutage. Ein Handelsmann war im Besitz eines ansehnlichen goldenen Kapitals. Doch die Absicht, das gegen gleichwertiges Silber- oder Papiergeld umzuwechseln, besaß er nicht. Man hatte ihm erzählt, daß heute schon 10 M. in Gold mit 12 M. bezahlt würden. Da wollte er auch ein Draufgeld haben oder gar sein Gold noch behalten. Vielleicht bekam er dann noch mehr. Es ist ein Jammer, daß gewisse Leute immer bestrebt sind, die Kollage des Vaterlandes gewinnflüchtig auszunutzen und erst dann zu „Opfern“ bereit sind, wenn sie ein „Geschäft“ dabei machen können. C. R.-D.

* Das Sammeln von Arzneikräutern. Wer zur Sommerzeit durch den Untertorferwald fährt, der findet die Waldhöfen und steilen Hänge wie in Purpur gehüllt. Der rote Fingerhut steht in voller Blüte. Besonders auffallend ist das starke Auftreten dieser Giftpflanze in der Gegend, die von der Bahn Siersbach-Engers durchschnitten wird. Bald nach der Blüte, wenn der Samen gereift ist, erscheinen auf den Waldhöfen viele Leute, Kinder und Erwachsene, um den Samen einzusammeln. Dieser enthält nämlich ein in der Arzneikunde viel gebrauchtes Gift, das Digitalin. Der Fingerhutsaamen wird deshalb von Apotheken und Drogerien gern gekauft und gut bezahlt. Den Leuten aber bringt das Sammeln des Samens einen schönen Verdienst. Auch Mutterkorn wird zu

hohen Preisen von Drogerien angekauft, doch ist es dem Landmann lieber, wenn dieser Verdienst ausbleibt. Vor Jahren wurden auf dem Moserwalde auch andere Arzneikräuter, wie Beinwurz, Arnika, Schachtelhalm u. a., gesammelt. In Sachsenburg lebte damals ein Kaufmann, der solche Kräuter ankaufte. Manches arme Kind verschaffte sich im Lauf des Sommers durch Sammeln dieser Kräuter das Geld zu einem Winteranzug. Heute, wo die chemischen Präparate immer mehr Eingang in unsere Arznei finden, treten die Arzneikräuter immer mehr zurück. W.-N.

* * *

Vollständliche Kriegsliteratur. Unter dem Titel „Heil Kaiser dir!“ ist im Verlage von Eugen Diederichs in Jena ein billiges Heftchen „Kriegslieder aus unseren Tagen“ erschienen, die recht beachtenswert sind. Das Heftchen enthält Lieder von bekannten und unbekannten Poeten; sämtliche Lieder sind vertont. Am meisten werden wohl „eine neue Nationalhymne“ und eine neue Weise für „Heil Dir im Siegertrug“ interessieren. Bei der Auswahl der Lieder waltete guter Geschmack; einige sind recht volkstümlich wie a. B. „Der treue Kanonier“ von Hermann Löns, oder „Aut-werper“ von Ludwig Thoma. Diese sowie ein paar schlichte volkstümliche Schühengrabenslieder haben uns am besten gefallen. — Um der Kriegsfürsorge für die Dahingegangenen größere Mittel zuzuführen, haben sich der Vaterländische Frauenverein, Provinzialverein Berlin und der Verband der Vaterländischen Frauenvereine der Provinz Brandenburg entschlossen, eine Reihe von Schriften, teils vaterländischen, teils kriegerischen Inhalts herauszugeben, deren gesamt-reinertrag der Kriegsfürsorge dienen soll. Zunächst ist erschienen: „Das deutsche Volkslied.“ Ein Hausbuch von über 1000 der besten Volkslieder, gesammelt von Ernst Ludwig Schellenberg, 2 Bde. II. Oktav, Textausgabe, Berlin-Potsdam, Hugo Bermühler Verlag. Wir wüßten diesen beiden Bänden keinen schöneren Wunsch mitzugeben, als jene Worte, die Goethe einst „Des Knaben Wunderhorn“ widmete: Würden dann diese Lieder, nach und nach, von Mund zu Mund getragen, lehrten sie allmählich, beleben und beherzlichen, zum Volke zurück, von dem sie zum Teil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt, und können nun wieder als geschrieben und gedruckt verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.“ Als dritter Band der Kriegsschriften erscheint: „Von Berlin bis Tannenberg“ von E. C. Berlin. Ergebnisse eines Kämpfers unter Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Als vierter Band ist endlich ein „Hohenoller-Ausbeutenschatz“ im Verfe von Dr. E. A. Duhe erschienen. — „Mar Schiffs!“ Seefriedensnovellen 1914/15. Gesammelt und herausgegeben von Karl Busse. Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn. Dieses neueste Bändchen der prächtigen „Taschenbücherei deutscher Dichter“ ist ganz unsern blauen Jungen gewidmet und bildet ein ausgezeichnetes Seitenstück zu dem erfolgreichen „Kameradschaft“ (Erzählungen und Essays aus dem Weltkrieg 1914, ebenfalls in der „Taschenbücherei“ Salzers erschienen) des gleichen Herausgebers. Vertreten sind in dem Büchlein folgende Verfasser: Kurt Kuchler, Hermann Horn, Hans von Hülsen, Wilhelm Scharrelmann, Ida Vogt-Et und Conan Doyle mit der Erzählung von den Tauchbooten des Kapitäns Sirius. Auch das in demselben Verlag erschienene Büchlein: „Friede Müller, Das Land ohne Frieden“. Ergebnisse und Geschichten vom Weltkrieg, gehört der „Taschenbücherei“ an. Friede Müller, bekannt durch seine flotte, gedankentiefen Schilderungskunst, hat vom Generalkommando die Ermächtigung erhalten, die Front zu besuchen. Seine Eindrücke hat er in diesem Büchlein niedergelegt. Es sind im wahren Sinne innere Ergebnisse eines mit vollem Herzen an der Geschichte unseres Volkes Anteilnehmenden Dichters. — „Im Heimatfrieden“. Unter diesem vielsagenden und von vornherein das Herz gewinnenden Titel ist soeben ein Heimatbüchlein im H. Herroschen Verlag in Wittenberg erschienen. Der Verfasser ist der durch seine mannigfache Arbeit für Heimatpflege bekannte Pastor Otto Völke in Blönsdorf. Rechte Liebe zur Heimat, für die Deutschlands Ehre zurzeit im heißen Kampfe stehen, in den Herzen der deutschen Junglinge und Jungfrauen zu wecken und zu festem Heimatfrieden zu führen, ist seine Absicht.

Die „Bergstadt“ (Bergstadtverlag, Breslau 1) bleibt auch im Jahre 1915 ihrem Grundfach, gute Literatur und Wissenschaft und verständige Kunst zu pflegen, durchaus treu. In den bis jetzt vorliegenden Monatsheften wird natürlich auch dem Krieg ein ziemlich breiter Raum eingeräumt; besonders angenehm stellt sich die „Bergstädtische Kriegsberichterstattung“. Des Herausgebers Paul Keller Roman „Ferien vom Joch“, der in dem neuen Jahrgang läuft, ist ein Meisterwerk der Erzählungskunst. Der Griff in „Großvaters Bücherkammer“ ist immer ein guter und das reiche aktuelle und künstlerische Bildmaterial wertvoll.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.